

Rudi Keller

Sprachwandel

4. Auflage

A. Francke

UTB



UTB 1567

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Wien · Köln · Weimar

Verlag Barbara Budrich · Opladen · Toronto

facultas.wuv · Wien

Wilhelm Fink · Paderborn

A. Francke Verlag · Tübingen

Haupt Verlag · Bern

Verlag Julius Klinkhardt · Bad Heilbrunn

Mohr Siebeck · Tübingen

Nomos Verlagsgesellschaft · Baden-Baden

Ernst Reinhardt Verlag · München · Basel

Ferdinand Schöningh · Paderborn

Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart

UVK Verlagsgesellschaft · Konstanz, mit UVK/Lucius · München

Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen · Bristol

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Rudi Keller

Sprachwandel

Von der unsichtbaren Hand in der Sprache

4., unveränderte Auflage

A. Francke Verlag Tübingen

Rudi Keller Jahrgang 1942, war Professor für Germanistische Sprachwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Abdruck der Fotoserie »10 Minuten vor dem Centre Pompidou«
mit freundlicher Genehmigung von Hans Nickl, München.

- 4., unveränderte Auflage 2014
- 3., durchgesehene Auflage 2003
- 2., überarbeitete und erweiterte Auflage 1994
1. Auflage 1990

© 2014 · A. Francke Verlag Tübingen
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und säurefreiem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.francke.de>
E-Mail: info@francke.de

Einbandgestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart
Druck und Bindung: fgb – freiburger graphische betriebe
Printed in Germany

UTB-Band-Nr. 1567
ISBN 978-3-8252-4253-4

It is more important that a proposition be interesting than that it be true. But of course a true proposition is more apt to be interesting than a false one.

(Whitehead 1933, S. 313)

Inhalt

Vorwort zur vierten Auflage	9
Vorwort zur zweiten Auflage	10
Vorwort	13

Teil I

1. Das Problem des Sprachwandels	17
1.1. Warum ändert sich die Sprache?	17
1.2. Organismus oder Mechanismus?	20
1.3. Intentionen, Pläne und Bewußtsein	25
1.4. Wesen, Wandel und Genese	30
2. Vermutende Geschichte	37
2.1. Sprachursprung. Eine Geschichte und ihre Interpretation	37
2.2. Das Mandevillesche Paradox	51
2.3. Conjectural History	57
3. Im Gefängnis der Dichotomien	62
3.1. Natur versus Kunst – Gefühl versus Verstand	62
3.2. Argumente im Gefängnis: Schleicher, Müller, Whitney	72
3.3. Ist die Sprache von Menschen gemacht?	81

Teil II

4. Das Wirken der unsichtbaren Hand	87
4.1. Sprache – ein Phänomen der dritten Art	87
4.2. Invisible-hand-Erklärungen	95
4.3. Kausale, finale und funktionale Erklärungen	109
4.4. Maximen sprachlichen Handelns	125
4.5. Stase und Dynamik der Sprache	131

5. Diskussion	147
5.1. Lüdtkes Sprachwandelgesetz	147
5.2. Natürlichkeitstheorie	155
5.3. Diachronie oder Synchronie?	167
5.4. Chomskys I-Sprache	171
5.5. Poppers Welt 3	181
6. Fazit	191
6.1. Sprachwandel als evolutionärer Prozeß	191
6.2. Resümee und Plädoyer für Erklärungs- adäquatheit	206
Literaturverzeichnis	217
Rezensionen der ersten Auflage	227
Namenregister	228
Sachregister	231

Vorwort zur vierten Auflage

Als sich im Frühjahr 2014 zeigte, dass die dritte Auflage des „Sprachwandels“ in wenigen Monaten ausverkauft sein würde, hat sich der Verlag sehr schnell zu einer vierten Auflage entschlossen. Darüber freut sich ein Autor natürlich, aber es freuen sich auch – wie ich weiß – zahlreiche Kolleginnen und Kollegen, die dieses Buch in ihren Seminaren zum Thema Sprachwandel zur Lektüre empfehlen. Dass es vier Auflagen erleben würde, war im Jahr 1990, dem Jahr der ersten Auflage, für mich nicht abzusehen. (Wenngleich die damalige Lektorin Frau Dr. Petra Begemann ziemlich bald die Vermutung äußerte: „Das wird mal ein Longseller.“) Abzusehen war es für mich deshalb nicht, weil es zunächst in der Community der deutschen Sprachhistoriker auf eine Mischung aus Unverständnis und herber Kritik stieß. Was die Kritiker vor allem monierten, war zweierlei: Das Buch sei nicht empirisch und der Autor habe ja keine Ahnung von Sprachgeschichte. Und beides war korrekt! Was sie nicht erkannt hatten, war, dass es sich bei der vorgestellten Theorie um eine Metatheorie handelt, die naturgemäß nicht den Anspruch erheben kann, empirisch zu sein. Sie erläutert, welches Design eine (empirische) Theorie von Sprachwandel haben muss, wenn sie beansprucht, erklärungsadäquat zu sein: Sie muss das Design einer Invisible-hand-Theorie haben.

Düsseldorf, Juni 2014

Vorwort zur zweiten Auflage

Das Leitmotiv vieler Wissenschaften der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Suche nach Entwicklungstheorien. Dies gilt auch für die Sprachwissenschaft. Ein Leitmotiv vieler Wissenschaften unserer Tage ist die Suche nach Theorien spontaner Ordnungen, das heißt Ordnungen, die entstehen, ohne vorbedacht oder geplant zu sein. Spontane Ordnungen gibt es in allen Bereichen; im Bereich der belebten und unbelebten Natur ebenso wie im Bereich der Kultur: Die Spirale einer Galaxis oder die eines sprießenden Farnblattes im Frühjahr, eine Dünenlandschaft in der Westsahara, eine Buckelpiste im Skigebiet – oder eine sogenannte natürliche Sprache. Spontane Ordnungen im soziokulturellen Bereich sind typischerweise Epiphänomene individueller Handlungen, die ganz anderen Motiven folgen als dem, eine Ordnung hervorzubringen. Das gilt für die Buckelpiste gleichermaßen wie für das Deutsche. Die einen halten die Untersuchung von Sprachen wie Deutsch oder Englisch für kein seriöses wissenschaftliches Unterfangen, weil sie 'ja nur' Epiphänomene sind (s. S.157f.). Andere sehen in dieser Eigenschaft gerade einen Reiz ihres Untersuchungsgegenstandes. Das vorliegende Buch wurde geschrieben, um darzulegen, was es heißt, eine natürliche Sprache unter dem Aspekt einer spontanen Ordnung zu betrachten, und um zu zeigen, was daraus folgt. Einer natürlichen Sprache kommt unter all den spontanen Ordnungen einer Kultur ein ganz besonderer Status zu. Es dürfte – neben der Volkswirtschaft – keine spontane Ordnung geben, deren Erforschung ein eigener Wissenschaftszweig gewidmet ist, und es dürfte – als Folge daraus – keine spontane Ordnung geben, die so gut erforscht ist wie die bzw. eine natürliche Sprache. Die Sprache kann nachgerade als prototypisches Beispiel einer spontanen Ordnung im Bereich des Soziokulturellen angesehen werden.

Dieser Tatsache ist es vermutlich mitzuverdanken, daß dieses Buch eine bemerkenswerte Beachtung auch außerhalb der Fachgrenzen gefunden hat, vor allem unter Philosophen, Soziologen und Nationalökonomern. Vertretern dieser Fachrichtungen bin ich in besonderer

Weise zu Dank verpflichtet für die Einladungen zu Vorträgen und all die Anregungen und Ermutigungen, die mir zuteil wurden.

Spontane Ordnungen sind oft schön. Der ästhetische Reiz solcher Strukturen kann einerseits in ihrem besonderen Verhältnis von Ordnung und Unordnung begründet sein, andererseits in der Beziehung von Einfachheit und Komplexität. Das gilt nicht nur für Sprachen. Wissenschaftler (nahezu) aller Disziplinen sind Spezialisten im Auffinden des Einfachen in oder hinter dem Komplexen. "Ein komplexes Ding ist etwas, dessen Bestandteile so angeordnet sind, wie es wahrscheinlich nicht durch den Zufall allein zustande gekommen sein kann", definiert Richard Dawkins.* Eine Sprache ist solch ein "komplexes Ding". Ihre Komplexität ist im Gegensatz zu der einer Symphonie nicht im Hinblick auf einen zu erschaffenden Endzustand erzeugt. Vielmehr ist sie "im Rückblick definiert".** Die besondere Struktur einer Sprache begründet sich aus ihrer Vergangenheit. Diese Sichtweise mißt der Sprachgeschichte eine neue Rolle bei. Ihre Aufgabe besteht nicht allein darin, vergangene Zustände aufzuspüren, sondern die Gegenwart zu rekonstruieren aus der Perspektive ihrer Evolution. Die zentrale Botschaft dieses Buches lautet: Der gegenwärtige Zustand unserer Sprache ist das unbeabsichtigte Ergebnis der Wahlhandlungen der Sprecher und ihrer Vorfahren. Die Rekonstruktion dieses Geneseprozesses ist ein zentraler Baustein einer erklärenden Theorie eines Sprachzustandes.

Der vorliegende Text sollte um etliche Druckfehler ärmer und um ein Kapitel reicher sein als der Text der ersten Auflage. Einer der Rezensenten, Erhard Albrecht, hat zu Recht darauf hingewiesen, daß eine Auseinandersetzung mit der Theorie des sogenannten natürlichen Wandels ein Desiderat sei. Ein solches Kapitel war bereits für die erste Auflage vorgesehen. Daß es schließlich doch fehlte, lag ausschließlich an meiner damaligen Unfähigkeit, eine konstruktive Kritik an der Natürlichkeitstheorie zu üben, mit der ich zufrieden war.

Apropos Zufriedenheit: Es scheint so zu sein, daß für den Autor der Zustand der Zufriedenheit unerreichbar ist. Das Buch spiegelt eher den Zustand, mit dem ich mich zufrieden *gab*. Was die Leserschaft betrifft, so ergibt sich ein differenzierteres Bild. Das Buch hat viel Beachtung erfahren, wobei die positive Resonanz die kritische oder gar negative deutlich überwog. (Ein Verzeichnis der bislang

*Dawkins 1986/87, S. 20

**Dawkins 1986/87, S. 21

erschienenen Rezensionen ist dem Literaturverzeichnis angehängt.) Positive wie negative Reaktionen provozierte nicht zuletzt der Stil, in dem das Buch geschrieben ist. Sie reichten von enthusiastischer Zustimmung bis zu der Ansicht, er sei einer wissenschaftlichen Abhandlung nicht angemessen. Mein Ziel war und ist es, so zu schreiben, daß dem Text die Mühen der Forschung nicht mehr anzumerken sind. Bei Texten sollte, wie bei Akrobaten, das Verhältnis von Einfachheit und Komplexität genau andersherum sein als es bei spontanen Ordnungen ist. Der Leser sollte die Chance haben, Komplexität hinter der Einfachheit und der scheinbaren Leichtigkeit zu entdecken. Eine bestimmte Sorte der vorgebrachten Kritik resultiert daraus, daß das Buch mit einer Erwartungshaltung gelesen wurde, die es enttäuscht. Deshalb eine explizite Warnung: Ich beabsichtige nicht, einen Überblick über existierende Theorien des Sprachwandels zu geben. Das haben andere Autoren bereits getan, so zum Beispiel Aitchison 1991, Dausen 1990, Lass 1980 oder Windisch 1988. Theorien anderer Autoren sind lediglich in bezug auf die in diesem Buch vorgestellte Theorie erwähnt. Weder die Aufnahme noch die Nichtaufnahme einer Theorie eines anderen Autors ist Zeichen eines Werturteils. Es ist auch nicht beabsichtigt, sprachgeschichtliche Untersuchungen vorzulegen. Sprachgeschichtliche Hinweise dienen ausschließlich der Erläuterung der hier vorgelegten Theorie.

Allen, die durch Kritik, Hilfestellungen und Ermutigungen zum Entstehen dieses Buches beigetragen haben, bin ich sehr dankbar. Zu nennen sind in erster Linie die Rezensenten sowie diejenigen, die mir in persönlichen Briefen und Gesprächen ihre Meinungen gesagt haben. Ganz besonders danke ich Petra Radtke für ihre aufmerksame Lektüre und die zahllosen Gespräche. Peter Schmitz hat die Korrekturarbeiten besorgt sowie das Namens- und Sachregister auf den neuesten Stand gebracht. Auch ihm sei hiermit sehr herzlich gedankt. Schließlich bin ich dem Verlag, und da vor allem Dr. Petra Begemann, für die Zusammenarbeit, ihre Zuverlässigkeit und die vorzügliche Betreuung zu großem Dank verpflichtet.

Ich wünschte mir, die akzeptierend kritische Auseinandersetzung mit der hier vorgelegten Theorie hielte an, und danke bereits heute all denen, die sich in Zukunft daran beteiligen.

Düsseldorf, Juni 1994

Vorwort

Als ich vor etwas mehr als zehn Jahren Robert Nozicks Buch "Anarchie, Staat, Utopia", ein Werk über politische Philosophie, las, wurde ich infiziert von einer Idee, die mir bis dahin fremd gewesen war: von der "Zwillingsidee", wie von Hayek sie nannte, der spontanen Ordnung und der Erklärung mittels der unsichtbaren Hand.

"Derartige Erklärungen haben etwas Schönes an sich"*, bemerkt Nozick. Aber es war nicht nur die dieser Zwillingsidee inhärente intellektuelle Ästhetik, die mich anzog, sondern das Gefühl, daß hier Konzepte vorlagen, ausgearbeitet von der politischen Philosophie und der Nationalökonomie, die sich einer Adaption durch die Sprachwissenschaft geradezu aufdrängten.

In der Tat war die Übernahme durch die Sprachwissenschaft von Sozialphilosophen und Nationalökonomien der sozialevolutionären Richtung in den letzten zwei Jahrhunderten auch immer wieder explizit angeregt worden. Aber da sich die Lektüre von Wissenschaftlern weitgehend an die durch Erfordernisse der Universitätsorganisation vorgegebenen Strukturen und Fakultätsgrenzen hält, war dieses Angebot offenbar überhört worden. Das vorliegende Buch stellt den Versuch dar, das Angebot anzunehmen und zu Nozicks Gedanken einer erklärenden politischen Theorie Analoges für den Bereich der Sprache zu entwickeln.

Noam Chomsky hat meines Wissens als erster mit Nachdruck die Forderung erhoben, daß das Ziel einer Syntaxtheorie Erklärungsadäquatheit sein müsse. Doch was für den eingeschränkten Bereich der Syntax gilt, gilt für jede empirische Theorie: Sie muß nicht nur sagen, was der Fall ist, sie sollte auch sagen, warum es der Fall ist. In diesem Buch wird eine evolutionäre Theorie der Sprache vorgestellt, die "Zwillingsidee" eines Sprachbegriffs mit

* Nozick o.J., S. 32

dem dazugehörigen Erklärungsmodus, in deren Rahmen sprachliche Erscheinungen im Prinzip erklärbar sind; und zwar erklärbar im strengen Sinne, vorausgesetzt, daß die zur Erklärung notwendigen Rand- und Rahmenbedingungen bekannt sind.

Ich versuche, die evolutionäre Auffassung der Sprache systematisch und mit vielen wissenschaftshistorischen Einsprengseln darzustellen. Denn um die Lösung eines Problems begreifen zu können, muß man das Problem, das zu lösen sie beansprucht, verstanden haben; und dazu wiederum ist es nützlich, die gescheiterten Versuche einer Lösung zu kennen sowie die Gründe ihres Scheiterns.

Die Linguistik gilt in der Öffentlichkeit wie in Studentenkreisen nicht gerade als amüsan. Das hat ihr Gegenstand, die Sprache samt ihrer geschichtlichen Entwicklung, nicht verdient. Man stellt sich beim Schreiben meist fiktive Leser vor, "denen" man schreibt. Meine fiktiven Leser stammen aus drei Gruppen: den interessierten Laien, den Studierenden und den Fachleuten. Um vor allen Dingen die ersten beiden nicht abzuschrecken, habe ich mich bemüht, griesgrämigen Stil ebenso zu vermeiden wie linguistischen Spezialjargon. Wo Spezialkenntnisse erforderlich sind, werden sie im Text eingeführt und erläutert. Ich habe versucht, auch Kompliziertes unkompliziert darzustellen, ohne zu simplifizieren; mit welchem Erfolg, das wird sich zeigen.

In der langen Zeit, in der die hier vorgestellten Gedanken sich entwickelten, lagerten, reiften, zum Teil auch abhingen, habe ich mit so vielen Leuten darüber diskutiert in Kolloquien, Vorträgen und Seminaren, daß es mir nicht möglich ist, all denen, die es verdient hätten, namentlich zu danken. So muß ich mich darauf beschränken, nur diejenigen zu nennen, denen ich in besonderer Weise zu Dank verpflichtet bin. Erica C. García hat das Entstehen dieser Theorie stets mit wohlwollender und hilfreicher Kritik begleitet. Von Anfang an fand ich Verständnis und fachliche Unterstützung bei Helmut Lüdtkke. Viktor Vanberg bin ich vor allem für seine kritischen Kommentare zu meinen früheren Überlegungen zur soziokulturellen Evolution dankbar. Friedrich August von Hayek hat mir besonders in der Anfangsphase durch seine Ermutigungen und durch zahllose Literaturhinweise dabei geholfen, mich in einem unbekanntem Gebiet zurechtzufinden. Roger Lass' Kommentare zum Problem von Erklärung und Pro-

gnose haben manche Modifikation früherer Textfassungen provoziert. Brigitte Nerlich hat den gesamten Text einer abschließenden kritischen Lektüre unterzogen. Axel Bühler verdanke ich zahllose kritische Kommentare zum Manuskript, wovon ich aus Zeitgründen jedoch bislang nur einen geringen Teil verarbeiten konnte. Ihnen allen sei hiermit sehr herzlich gedankt.

Besonderer Dank gilt Michael Theisen und Susanne Creutz, die den Text in den Computer getippt haben. Durch ihre kritische Aufmerksamkeit wurden manche Inkonsistenzen und Fehler verhindert; sollte der vorliegende Text arm an pfälzer Idiotismen und gemeindeutschen Stilblüten sein, so ist dies ebenfalls im wesentlichen ihr Verdienst.

Dieses Thema wird für mich noch lange nicht abgeschlossen sein. So bin ich auch weiterhin für Korrekturen, Kritik und Anregungen dankbar.

Düsseldorf 1989

R. Keller

TEIL I

1. Das Problem des Sprachwandels

1.1. Warum ändert sich die Sprache?

In Zentralaustralien, wo der Murray und Darling River zusammenfließen, lebt ein kleines Volk von Ureinwohnern, das sich gezwungen sah, seine Bezeichnung für Wasser innerhalb von fünf Jahren neunmal zu ändern; jedesmal, weil ein Mann gestorben war, der das jeweilige Wort für Wasser als Name trug.¹

Es fällt uns schwer, so etwas nachzuvollziehen. Ob australische Ureinwohner nachvollziehen könnten, daß sich hierzulande Leute massenhaft dem Waldlauf verschrieben haben, nachdem das Wort "Jogging" dafür propagiert worden war?

Wie auch immer, beide Beispiele machen deutlich, daß uns die Sprache auch noch zu anderen Zwecken dient, als nur dazu, Gedanken auszutauschen oder wahre Aussagen über die Welt zu machen.

Sprachen sind in permanentem Wandel begriffen. Walther von der Vogelweide ist von uns etwa fünfundzwanzig Generationen entfernt. Wenn wir durch eine Zeitmaschine zu ihm ins Jahr 1200 versetzt werden würden, hätten wir größte Mühe, uns auch nur annähernd mit ihm zu verständigen. Mauthner weist darauf hin, daß auch ein Zeitgenosse Walthers, der "nun noch, etwas mehr als 700 Jahre alt, in voller Frische des Geistes und Körpers leben würde (...) seinen Jugendgenossen" nicht mehr verstehen würde.²

Mit Goethe, von dem uns etwa 180 Jahre trennen, hätten wir zwar keine fundamentalen Verständigungsschwierigkeiten wie mit Walther, aber wir würden auf Schritt und Tritt anecken und nachfragen müssen. "Der beste *Champion* für meines Weibes

1 Strehlow 1907-1915, S. 55. Zit. nach Boretzky 1981, S. 75

2 Mauthner 1912/1982, S. 7

Ehre“³ soll kein Boxer sein, sondern ein ritterlicher Beschützer. *Chapeau* war das geläufige Wort für einen Tanzherrn; wir würden nicht verstehen, was es heißt, *brustkrank* zu sein oder *beythätig*⁴ sein zu wollen. Wenn ein Kind in einem Schulaufsatz die Goethesche Konstruktion “Regen wirkt *um desto* unangenehmer *als...*“⁵ verwenden würde, so würde dies heute als Ausdrucksfehler quittiert werden. *Merkwürdig* nannte man noch zu Goethes Zeiten nicht etwas Seltsames, sondern etwas, das man sich merken sollte, etwas Wichtiges also. Die Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen.

Selbst wenn wir uns nur eine Generation zurückversetzen und beispielsweise eine Zeitung aus den fünfziger Jahren durchblättern, ist uns manches recht fremd: So meldet die Rheinische Post am 1.12.1951, daß eine Sonderkommission der Polizei “für Hinweise aus dem Publikum, die zur Ergreifung der Täter führen, eine Belohnung von 10000 Mark ausgesetzt” hat. Heute würde man statt “Publikum” “Bevölkerung” und statt “Mark” “DM” schreiben. Deutlich ist die Sprache der Modewerbung und die der Heiratsanzeigen von unserer heutigen Sprache verschieden: Geworben wird beispielsweise für ein “Fesches Damenkleid”, ein “Flottes Damenkleid in neuartigem Schnitt”, ein “Tageskleid mit neuartigen Taschen” oder für einen “Eleganten Damen-Mantel mit neuartigem, reichbesetztem Kragen. Die richtige Ergänzung: die modische Kappe”. Das alles gibt es auch für “stärkere Damen”. Herren werden “Herren-Normalschlüpfer” angepriesen; für Damen gibt es entsprechend “Damen-Strickschlüpfer”.

In Heiratsanzeigen sucht beispielsweise eine “lebensfrohe, gut aussehende Blonde” oder ein “Fräulein, 39/1,62, schlank...” oder ein “Frl., 48 J.” oder ein “Jg. Mädcl 24/1,70” einen Mann fürs Leben. Während die meisten Herren Bekanntschaft mit einem “aufrichtigen Mädcl” oder einem “lieben, treuen Mädcl”, auf jeden Fall aber mit einem “Mädcl” suchen, wünschen sich viele Damen einen “guten Ehekameraden”.

Kurzum, wir finden in einer Zeitung, die in der Mitte des 20. Jahrhunderts gedruckt wurde, eine nahezu beliebige Menge

3 Goethe Wörterbuch 1985, 2. Bd.

4 “brustkrank” heißt “lungenkrank”;

“ich will beythätig sein” heißt “ich will mitmachen”

5 Goethes Werke 1908, 45. Band, S. 291

von Ausdrücken und Ausdrucksweisen, die heute im gleichen Kontext undenkbar wären. In einigen Bereichen ist das mehr, in anderen etwas weniger der Fall.

Warum ist das so? Warum ändert sich die Sprache überhaupt? Ist unsere Sprache von heute nicht, so wie sie ist, in Ordnung? Haben Sie etwas daran auszusetzen, das Sie geändert wissen wollten? Nein, im allgemeinen sind uns ja eher die sich anbahnenden Änderungen suspekt als die alten Zustände... Man denke etwa an die "neue" Wortstellung in komplexen "weil"-Sätzen (die nun in der kolloquialen Sprache wie "denn"-Sätze und nicht mehr wie "da"-Sätze strukturiert sind): "Ich muß mich beeilen, weil ich will noch etwas einkaufen, bevor die Läden zumachen."

Es ist wie in der Kleidermode: Neuerungen kommen uns meist erst einmal barbarisch vor, und wenn sie gang und gäbe geworden sind, belächeln wir die vorherige Version. Dies scheint ein universelles Spiel zu sein und ein Spiel ohne Ende.

Könnten wir uns eine Sprache vorstellen, die sich nicht verändert? Ist das überhaupt eine vernünftige Frage? Müßten wir nicht vielmehr die Frage stellen, ob wir uns ein Volk vorstellen können, das seine Sprache nicht verändert? Ich werde auf diese Alternative zurückkommen.

Stellen Sie sich für einen Augenblick vor, Sie würden als Linguist an einer Expedition in ein unerforschtes Land teilnehmen. Würden Sie damit rechnen, auf eine Sprache zu stoßen, die durch alle Zeiten hindurch konstant geblieben ist? Mit Sicherheit nicht, aber warum nicht?

Eine solche Sprache hätte zweifellos einige Vorteile: Die Verständigung wäre über Generationen hinweg frei von "unnötigen" Erschwernissen, die Weitergabe von Traditionen wäre einfacher, Probleme mit den Jugendlichen könnten von den Alten nicht auf die Sprache geschoben werden, und die Theoretiker des Sprachverfalls wie die Sprachpuristen hätten Zeit für nützliche Dinge.

Aber auch ein Nachteil ist schnell zur Hand: Die Sprache eines Volkes muß doch mit der gesellschaftlichen Entwicklung Schritt halten. "Die sprachliche Bewältigung der sich ständig verändernden Umwelt des Menschen fordert einen ununterbrochenen Ausbau des Wortschatzes."⁶

6 Fleischer 1971, S. 9

Fordert sie das wirklich? Spinnen wir doch unser Gedanken-spiel ein wenig weiter. Nehmen Sie an, Sie würden auf ein Völkchen treffen, dessen Umwelt und Zivilisation sich, soweit man zurückblicken kann, nicht verändert hat. Würden Sie dann berechtigt sein, daraus die Erwartung abzuleiten, daß sich in der Sprache dieses Völkchens kein Wandel vollzogen hat?

Nein, auch dann nicht. An unserer eigenen Sprache können wir das leicht erkennen.

Welche Veränderungen in unserer Umwelt sollen es denn gewesen sein, die den Wandel von *Gauch* zu *Kuckuck*, von *Party* zu *Fête*, von *billig* zu *preiswert*, von *Schlüpfen* zu *Slip*, von *weil* mit Inversion zu *weil* ohne Inversion notwendig gemacht haben? Auf der anderen Seite können wir noch problemlos das alte germanische Wort *Boot* verwenden, um atomgetriebene Unterwasserfahrzeuge zu bezeichnen. Die Tätigkeit eines Kameramannes, der eine elektronische Kamera bedient, können wir getrost noch *drehen* nennen.

Neuerungen in unserer Welt sind weder notwendig noch hinreichend für Veränderungen in unserer Sprache. Die Idee, daß es so sei, hängt mit der Ideologie zusammen, daß es die Aufgabe der Sprache sei, die Welt abzubilden (nach Möglichkeit eindeutig), und daß Kommunizieren seinem Wesen nach darin bestehe, wahre Aussagen über die Welt zu treffen. Aber dies ist nur **ein** Aspekt des Kommunizierens. Kommunizieren heißt zuallererst auf bestimmte Art und Weise **beeinflussen wollen**.

1.2. Organismus oder Mechanismus?

Ich habe es bereits angedeutet: Es ist gar nicht so einfach, in bezug auf den Wandel der Sprache die richtigen Fragen zu stellen. Aber es ist unbedingt notwendig, bei der Theoriebildung von vornherein in die Irre führende Fragestellungen zu vermeiden. "Our questions fix the limits of our answers."⁷ Die Schwierigkeiten liegen in unserem Fall daran, daß Wahrnehmungen und Denkmodelle, die dem Wortschatz in der Alltagssprache zugrunde liegen, Prozessen permanenten Wandels nicht angemessen sind.

7 Stam 1976, S. 1

Die Universalität des Wandels natürlicher Sprachen wurde von Linguisten meines Wissens nie in Zweifel gezogen. Wenn es auf **alle** Sprachen zutrifft, daß sie permanentem Wandel unterliegen, so liegt der Verdacht nahe, daß es auch eine **wesentliche** Eigenschaft der natürlichen Sprachen ist, sich ständig zu ändern (wenngleich das nicht daraus folgt!). "Daß die Sprache in einem beständigen Wandel begriffen ist, ist etwas von ihrem Wesen Unzertrennliches", schrieb Hermann Paul.⁸ Warum das so ist, dafür wird bis auf den heutigen Tag nur sehr schwach argumentiert.

Ich werde auf die Argumente noch detaillierter eingehen; vorab aber noch eine kleine Warnung vor einem Fehlschluß: Wer erfolgreich dafür argumentiert, daß die Veränderlichkeit (bzw. die Veränderbarkeit) der Sprache wesentlich ist (beispielsweise mit dem korrekten Argument, daß dies aus ihrer Konventionalität bzw. aus ihrer Arbitrarität folge), der hat damit weder dafür argumentiert, daß sich eine Sprache auch tatsächlich ändert, noch dafür, daß sich alle Sprachen tatsächlich ändern, und schon gar nicht dafür, daß dies notwendigerweise der Fall ist. Denn aus der Möglichkeit des Wandels folgt nicht die Faktizität, und somit auch weder die Universalität noch die Notwendigkeit des Wandels. Es ist kein Widerspruch, von etwas zu sagen, es sei zwar veränderbar, habe sich aber noch nie verändert. Und es ist auch kein Widerspruch zu sagen, alle Sprachen seien einem permanenten Wandel unterworfen, aber das sei nicht notwendigerweise der Fall. (So wie etwa in allen Industrienationen Coca-Cola getrunken wird, ohne daß dies eine wesentliche Eigenschaft von Industrienationen wäre.)

Die Veränderbarkeit der Sprache folgt in der Tat aus deren Arbitrarität, die wiederum aus ihrer Konventionalität folgt. (Wenn es zu einer Verhaltensweise keine gleichgute Alternative gäbe, würden wir sie nicht konventionell nennen.⁹)

Die Universalität des Wandels scheint zunächst einmal eine empirische Feststellung zu sein.

Für **die Notwendigkeit des Wandels** müssen die Argumente erst noch gefunden werden.

8 Paul 1910, S. 369

9 Dies hat vor allem David Lewis (1969/1975, S. 71) gezeigt.

Das Begreifen von Prozessen permanenten Wandels scheint Menschen von jeher besondere Schwierigkeiten zu machen.¹⁰ Der Grund dafür liegt vermutlich in der Tatsache, daß es in unserem alltäglichen Leben keine anschaulichen und erfahrbaren Vorbilder dafür gibt. Sinnliche Vorbilder gibt es lediglich für den Prozeß des *Werdens*: die Ontogenese in der belebten Natur und die Tätigkeit des Handwerkers. Beiden ist gemeinsam, daß es sich um zielgerichtete Prozesse handelt, um Prozesse also, bei denen die Idee des Produkts vor seiner Vollendung existiert. Wir werden sehen, daß beide Modelle in die Sprachtheorie Eingang gefunden haben.

Auch der Wortschatz unserer Alltagssprache ist von diesen Denkmodellen geprägt. Wir haben einen Wortschatz der Schöpfung und einen des Wachstums. Was uns fehlt, ist ein Wortschatz der Evolution. Auch für die Sprachwissenschaft gilt, was Konrad Lorenz für die Biologie feststellte: "Wenn man versucht, den Vorgang des großen organischen Werdens zu schildern und dabei der Natur gerecht zu werden, so findet man sich immer wieder dadurch behindert, daß der Wortschatz der Kultursprache zu einer Zeit entstand, in der die Ontogenese, d.h. das individuelle Werden der Lebewesen, die einzige Art der Entwicklung war, die man kannte."¹¹ Und die individuelle Tat des Handwerker-Schöpfers die einzige Form des Erzeugens nicht-natürlicher Produkte war, die man kannte; dies könnte man für den Bereich des Kulturellen hinzufügen.

Die Wörter "Entwicklung" und "Evolution" selbst suggerieren die dem Evolutionsgedanken völlig inadäquate Vorstellung des Auspackens (cf. "development"), des Entfaltens von etwas im Keim bereits Vorhandenem. (Dies mag Darwins Grund dafür gewesen sein, das Wort "Evolution" in der ersten Auflage seines Werkes "The Origin of Species" gar nicht zu verwenden.¹²)

Die Prozesse permanenten Wandels, die uns als Vorbilder dienen könnten, vollziehen sich entweder zu langsam, als daß wir sie als Wandlungsprozesse in einem Leben überschauen könnten, wie etwa die Evolution der belebten Natur. Oder aber wir nehmen die Veränderungen nicht als permanente Wand-

10 cf. Wildgen 1985

11 Lorenz 1973, S. 47

12 Toulmin 1972/1978, S. 386, Anm. 228

lungsprozesse wahr, obwohl ihre Geschwindigkeit in bezug auf die Dauer unseres Lebens dies erlauben würde. Dies trifft für den Wandel der Moral und der Sitten, der Religiosität, der Schönheitsvorstellungen und für den Wandel der Sprache zu. Diese Phänomene scheinen wir meist unter der Perspektive des Verfalls wahrzunehmen. An ihnen üben wir Kulturpessimismus.

Es wird bisweilen behauptet, den Menschen würde der Wandel ihrer Sprache nicht bewußt werden, weil er sich zu langsam und in zu kleinen Schritten vollzöge. Beides ist jedoch nicht der Fall. Es gibt sehr schnelle und sprunghafte Veränderungen. Man denke etwa an die Aufgabe der Inversion nach *weil* in der gesprochenen Rede (weil das klingt so besser) oder an die Tendenz, die Satzklammer zu vermeiden ("wir laden ein zu einem Gespräch"), oder etwa an den sprunghaften Bedeutungswandel von *ökologisch*. Ich glaube, der Sprachwandel wird durchaus bemerkt, aber er wird nicht als permanenter Prozeß wahrgenommen. Die typische Form, den Wandel der Sprache wahrzunehmen, scheint darin zu bestehen, ihn als Verfall zu erleben. Ist es nicht merkwürdig, daß unterschiedliche Verfallstheoretiker seit mehr als 2000 Jahren immer wieder den zunehmenden Verfall ihrer jeweiligen Muttersprache beklagen, ohne je ein Beispiel für eine tatsächlich verfallene Sprache vorweisen zu können? Es scheint auch niemanden zu geben, der bereit wäre, den Verfall seiner eigenen individuellen Sprache zu bedauern: "Ach, was schreibe ich für ein verkommenes Deutsch im Vergleich zu meinen Großeltern!" Sprachverfall ist immer Verfall der Sprache der anderen. Das sollte stutzig machen.

In bezug auf den Wandel der Sprache haben wir die Wahl zwischen zwei Fragen:

"Warum ändert sich die Sprache?" oder "Warum ändern die Sprecher die Sprache?" Ich will die erstere die organistische Version nennen und die zweite die mechanistische.

Beide Versionen sind tückisch. Sie laden zu unangemessenen Antworten ein.

Betrachten wir zunächst die organistische Version. Hypostasierungen, Metaphern und Anthropomorphisierungen sind in der Wissenschaftssprache wie auch in der Alltagssprache gang und gäbe. Von der Elektrizität sagen wir, daß sie fließt, von Genen, daß sie egoistisch sind, Luftdruckveränderungen werden